

Die Schutzmacht fuhr mit

Ein Ludwigsfelder erinnert sich an den 17. Juni 1953

Der 17. Juni des Jahres 1953: MAZ-Sport-Autor Peter Hennig hat ihn in Ludwigsfelde erlebt und seine Erinnerungen notiert. Hennig war zu dieser Zeit Oberschüler in der Stadt und oft in Berlin unterwegs.

LUDWIGSFELDE ■ Bis mittags lief es am Tage davor, am 16. Juni, auch in der Gemeinde Ludwigsfelde normal. Dann wurden wir aufgeschreckt von Berichten im Sender RIAS aus dem nahen Berlin. Bauarbeiter aus der Stalin-Allee hatten die Großbaustellen verlassen und zogen, gegen die neuen Arbeitsnormen auf den Baustellen protestierend, in Richtung Innenstadt zum Sitz der DDR-Regierung in die Leipziger Straße.

Ein Grollen zog uns zu der Straßenkreuzung, drei Kilometer entfernt, an die Zufahrtsstraße von Jüterbog und Luckenwalde nach Berlin. In schier endloser Reihe zogen Einheiten der Roten Armee in Richtung Berlin. Im Ort selbst waren die Lebensmittelläden fast leer gekauft und fast alle Bauarbeiter des Industrierwerkes hatten ihre Arbeit niedergelegt, ihr Barackenlager und den Ort verlassen, als ihre Unterkünfte von sowjetischen Soldaten geräumt wurden.

Der nächste Tag, der 17. Juni, bedeutete für mich als Oberschüler der 11. Klasse, trotz des Ausnahmezustandes die fünf Stunden zu nutzen, die für die Prüfungsarbeit in Gegenwartskunde vorgesehen waren. Der Thälmann-Platz vor der Oberschule war voller Menschen. Paarweise stand man herum, weil auf Grund des Ausnahmezustandes Versammlungen ab drei Teilnehmer verboten waren. Dazwischen streiften, auch paarweise, Angehörige der Kasernierten Volkspolizei in ihren erdbraunen Uniformen, die denen der Sowjetsoldaten in der Farbe sehr ähnlich waren. Bewaffnet die Männer der KVP mit Karabinern, meistens vom Typ 98, mit denen unsere Väter in den Krieg gezogen waren. So schnell wie heute schrieb wohl keiner vorher eine Prüfungsarbeit, und als dann noch draußen mehrere Gewehrschüsse zu hören waren kamen wir fast um vor Neugier. Schließlich verstummten alle Geräusche von außen und leergefegt lag der Platz da, als wir gegen 13 Uhr mit dem Aufsatz fertig waren.

Alle Straßen waren still und leer und blieben es auch. Der Sender RIAS blieb die einzige Verbindung zu den Ereignissen in Berlin. Nur einmal ertönten laute Geräusche durch die Holzhaussiedlung, in der



Am 17. Juni 1953 in Berlin.

FOTO: ARCHIV

wir wohnten. Ein Lastauto der Sowjetarmee hielt an, dessen Insassen durchsuchten ein Holzhaus und verhafteten vier Männer. Heinz Koch, der rot-haarige Mittelläufer der Fußballer, war dabei; aber alle vier kamen wieder frei. Sie hatten keine Verschwörung ausgebrütet, sondern den arbeitsfreien Tag zu einer zünftigen Skatpartie genutzt.

Am Morgen des Tages war auch der Lehrling Joachim Zoske, später stadtbekannt als Taxifahrer, mit seinem Klassenkameraden zur Lehrwerkstatt im späteren Industrierwerk unterwegs. Als sie die Kiefern-schönung an der Stelle der heutigen Kirche an der Autobahn in Ludwigsfelde durchquerten



standen ihnen plötzlich zwei Sowjetsoldaten gegenüber. Ihrem Befehl „Stoil!“, unterstrichen von zwei angelegten Maschinenpistolen, kamen sie sofort mit erhobenen Händen nach. Kuda? Wohin? Mehrmals gestammelte Erklärungen mit dem Wortkern „rabotajem“ (wir arbeiten) beruhigten die Rotarmisten, und beide durften weiter gehen.

Vor der Lehrwerkstatt erblickten sie den etwas älteren FDJ-Sekretär J., später höherer KVP- und NVA-Offizier, der in FDJ-Windjacke und mit geschulterter Luftbüchse, der „Waffe“ der FDJ, die Lehr-

werkstatt vor Provokateuren schützte.

Tage später rief uns das Endspiel der Westdeutschen Fußballmeisterschaft trotz des Ausnahmezustandes mit Ausgangsverbot in das Olympiastadion nach Westberlin. Eisenbahnverbindungen nach Westberlin waren noch nicht wieder hergestellt. Per Fahrrad ging es darum nach Kleinmachnow und dort vom Bahnhof Düppel per S-Bahn in Richtung Olympiastadion.

Zuerst einmal gab es eine ökonomische Pleite für Helmut Mrusek unter uns. Er hatte Eintrittskarten in großer Anzahl erworben und wollte sie, wie so oft vor großen Fußballspielen in Westberlin, den Fans aus der DDR kurz vor dem Spiel zu Überpreisen verkaufen. Er wurde einen Teil davon nicht einmal zum Originalpreis los, weil Westberlin noch immer abgeriegelt war und solche Fußgängerübergänge wie bei Düppel die Ausnahmen darstellten.

Fritz Walter, der mit seinem FC Kaiserslautern gegen den VfB Stuttgart an diesem Tage die westdeutsche Meisterschaft mit 4:1 gewann, schrieb in einem seiner Bücher über die großen Lücken auf den Zuschauertribünen im Olympiastadion, weil eben die Zuschauer aus dem Osten nicht dabei waren.

Die Ferien kamen, der Ausnahmezustand war vorbei und die DDR-Gewaltigen hatten den Aufstand schon so im Griff, dass selbst das Fußballspiel im Walter-Ulbricht-Stadion an der Sektorengrenze vor 60 000 Zuschauern schon wie-

der durchgeführt werden konnte. Hier gewann der Dynamo Dresden gegen Wismut Aue das Endspiel um die DDR-Meisterschaft in der Verlängerung mit 4:2.

Unsere Klasse unternahm gemeinsam eine Ferienreise ins uckermärkische Blankenburger dach am Oberuckersee. Vom Bahnhof Baumschulenberg wollten wir zu nächlicher Stunde gemeinsam per Fahrrad durch die Ostberliner Mitte in Richtung Weißensee die Autobahn nach Stettin erreichen, um von da aus auf der verwaisten Piste die knappen hundert Kilometer zu unserem Ferienquartier, den dortigen Gutskeller, zu erreichen.

Schon auf der Köpenicker Landstraße wurde unser Tross erstmalig von sowjetischen Soldaten gestoppt die mit zwei Jeeps plötzlich auftauchten. Sie witterten wohl einen neuen 17. Juni. Unser Lehrer Haukwitz und unsere besten Russisch-Asse versuchten unsere harmlosen Pläne und unsere Reiseziel zu erläutern und sie hatten Erfolg dabei. Es ging weiter, wenn auch ein Jeep als Führungsfahrzeug vor uns lag und der zweite Jeep unseren Pulk abschloss. In der Greifswalder Straße gab es einen erneuten Halt und ein vollbesetzter Überfallwagen der VP löste die Sowjets ab. Die Volkspolizisten glaubten an unsere Ferienpläne. Wir versprachen dass die Radler die eine vollständige Beleuchtung hatten, den Zug anführen und abschließen würden. So durften wir dann ohne militärische Schutzmacht allein weiterstrampeln.



Im Kreisblatt vor 100 Jahren

Jugendtreffen gab es auch vor hundert Jahren schon. Eins fand am 20. Juni 1903 in Jüterbog statt und viele Leute stellten sich darauf ein. Im Jüterbog-Luckenwalder Kreisblatt vom 1. Juni 1903 waren gleich mehrere amtliche Mitteilungen und Anzeigen zu lesen:

Bekanntmachung der Kreis-Kleinbahn

Die Jüterbog-Luckenwalder Kreis-Kleinbahn gibt bekannt: Aus Anlaß des in Jüterbog stattfindenden Jugendmarktes am Sonnabend, dem 20. Juni d. J., werden Sonderzüge und zwar ab Dahme 5 Uhr früh bis Zinnaer Vorstadt und ab Zinnaer Vorstadt 9.30 Uhr abends bis Dahme abgefahren. Der Fahrplan ist auf den Stationen zum Ausstieg gebracht.

Und der Luckenwalder Geschäftsmann A. Leest annoncierte im Kreisblatt:

Achtung!!! Zum Jugendmarkt, am Sonnabend, dem 20. Juni, trefflich mit einer außergewöhnlich großen Auswahl in Sonnen-, Regen- und Touristen-Schirmen ein und empfehle dieselben zu erstaunlich billigen Preisen. Mein Stand ist wie seit 26 Jahren vor'm Hause des Herrn Kaufmann Kaul, Eckstand, und an meiner Firma kenntlich.

Besonders feierlich ging es am Sonntag zuvor in Niedergörsdorf zu.

Gute Sitte und Gesinnung

Der Gesangsverein „Sangeslust“ in Niedergörsdorf feierte das Fest der Bannerweihe. Ein zahlreiches Publikum aus Jüterbog und den benachbarten Orten hatte sich eingefunden, da schönes Wetter die Feier begünstigte. . . Zur Weihe des Banners ergriff das Wort Herr Pastor Zimmermann und ging darauf ein, daß der Verein auf dem richtigen Wege sei, wenn er sich die Pflege des Kirchen- und Volksesanges zur Aufgabe mache und bemüht sei, gute Sitte und einträchtige Gesinnung zu pflegen.

Eine Buchlesung gegen den Streik

Baruth im Juni 1953: Die neue Norm im Sägewerk konnte nicht durchgesetzt werden

ANDREAS STÄNDL

BARUTH (MARK) ■ Die Ereignisse des Jahres 1953 machten auch vor dem Urstromtal nicht halt. Im Volkseigenen Betrieb (VEB) Baugeschäft und Sägewerk des Rates der Stadt Baruth wurde am 17. Juni gestreikt. Hans Lehmann war damals als Tischler im Betrieb beschäftigt und erinnert sich.

„Wir waren mit etwa 100 Leuten der größte Betrieb in Baruth und der einzige, der gestreikt hat. Wir wollten die Normerhöhung nicht mittragen. Die Regierung abzusetzen, war bei uns kein Thema. Der Mittelstand hielt sich zurück. Die hatten offensichtlich Angst um ihr Kapital“, vermutet der heute 73-Jährige. Beim Streik in Baruth sei es einzig um die Norm gegangen. „Die war schon verdammt hart. Noch höher war einfach nicht einzusehen. Wir hatten ja kaum Technik zur Verfügung. Vieles musste in Handarbeit erledigt werden. Die Arbeit war ein Knochenjob. Unter den da-

U-Bahn-Bau geliefert. Das musste richtig Qualität haben. Nur beste Ware verließ unser Werk, auch Richtung England“, betont der Rentner. Den Volksaufstand hat Hans Lehmann so in Erinnerung: „Schon am Vortag war aus dem Radio von ersten Protesten zu hören. Die Stimmung schien sich hochzuschaukeln. Am 17. Juni traf sich die Belegschaft zum Frühstück im großen Gemeinschaftsraum. Auch der Parteisekretär Gustav Golm, von den Sowjets eingesetzt, war da. Die Partei hat doch alles bestimmt. Doch nach dem Frühstück blieben alle im Raum und diskutierten die Normerhöhung.“

Gegen zehn Uhr sei dann Betriebsleiter Hinrich Jordan aufgetaucht. „Er war sehr diplomatisch, hatte große Lebenserfahrungen und wollte uns beruhigen. Zudem hatte er ein Einsehen mit uns gehabt“, erzählt der 73-Jährige und ergänzt: „Doch gegen die Parteigenossen konnte auch er nichts sagen.“ Von zehn bis zwölf Uhr etwa habe Jordan der aufgebrachten Belegschaft aus einem Buch vorgelesen. „Vielleicht war es Gorki oder etwas ähnliches“, erinnert sich Hans Lehmann nicht mehr so genau. Er weiß aber noch, „dass der damalige Baruther Bürgermeister Hein aller zwei Stunden Meldung an den sowjetischen Kommandanten machen musste. Der wollte wissen, ob Ruhe ist.“

Auch vor der Stadtverwaltung habe ein sowjetischer Posten gestanden, jedoch keine Schwierigkeiten gemacht. Im Baugeschäft und Sägewerk nahm man die Arbeit am 17. Juni nicht mehr auf. „Wir



Hans Lehmann besitzt ein Buch mit Kontrollberichten von 1953 – vom Volksaufstand ist darin keine Rede.

FOTO: ANDREAS STÄNDL



maligen Bedingungen war die Grenze der Belastbarkeit erreicht“, berichtet Hans Lehmann.

Das Baruther Baugeschäft und Sägewerk hatte in der Zeit vorwiegend Reparationsleistungen zu erfüllen. „Für die Sowjetunion haben wir beispielsweise Eisenbahnschwellen geschnitten, Holz für den

waren uns einig. Die erhöhte Norm war mit uns nicht zu machen. Etwa 15 Frauen gehörten zur Belegschaft, darunter viele Kriegswitwen; zudem junge Familien mit Kindern. Die hatten das Geld bitter nötig. Ob der Streiktag jedoch bezahlt wurde oder ob wir Urlaub nehmen mussten, weiß ich nicht mehr, und das war für uns damals auch unwichtig. Wir hatten einfach nur großen Frust“, bekräftigt Lehmann. Am Nachmittag des

17. Juni seien dann Arbeiterräte gebildet worden. „Wir wollten mitbestimmen“, so der Rentner, der bei den Arbeiterräten dabei war. Nach 17 Uhr sprachen diese dann beim Chef vor. Bis dahin blieb die gesamte Belegschaft im Gemeinschaftsraum und diskutierte. Lehmann: „Rudolf Franke aus Horstwalde hatte es offensichtlich überspitzt. Er wurde als einziger unserer Leute in den Stasi-Knast abgeholt und ist nicht mehr wiederge-

kommen.“ Auch dem Baruther Betrieb sei der Streik nicht gut bekommen. „Der Rat des Kreises ließ uns den Protest spüren. Die Modernisierung wurde auf Sparflamme gehalten. Es gab in den Folgejahren kaum entscheidende Investitionen“, erinnert sich der Rentner. Etwa 1956 sei dann auch Betriebsleiter Hinrich Jordan aus „fadenscheinigen Gründen“ abgesetzt und zusätzlich mit Hausarrest bestraft worden. Nach Drohung der Beleg-

schaft, am 1. Mai nicht zu marschieren, sei der Arrest aufgehoben worden.

Am 18. Juni 1953 sei übrigens wieder „normal gearbeitet worden. Die Arbeiterräte gab es nicht mehr. Die Partei hatte wieder alles im Griff, bestimmt haben jedoch die Sowjets“, so Hans Lehmann, der weiter berichtet: „Die neue Norm ist allerdings nicht durchgesetzt worden. Durch den Streik hatte die sich zerschlagen.“

„Wir hatten mit uns zu tun“

Margarete und Hermann Otte erinnern sich an den 17. Juni 1953

SPERENBERG ■ „Ich hab am Morgen, als ich aus dem Fenster schaute, die Panzer aus Richtung Potsdam nach Berlin fahren sehen“, erzählt Hermann Otte. „Aber weitergedacht habe ich nicht groß.“

Der Sperenberger, der damals noch in Mahlow wohnte, hatte am 17. Juni 1953 andere Sorgen. Seine Frau Margarete hatte in Berlin 14 Tage zuvor die erste Tochter entbunden. „Mir ging es zwar noch nicht gut, aber ich wollte unbedingt mit der Kleinen so schnell wie möglich nach Hause“, erzählt die heute 73-Jährige. Die Erinnerung an die gefährliche Heimfahrt beschäftigt die Frau jedes Jahr um den 17. Juni herum aufs Neue.

Hermann Otte, der die Panzer gen Berlin fahren sah und sich nichts dabei dachte, hatte an diesem Tag kein Radio gehört. Mit der S-Bahn fuhr er zur Friedrichstraße. „Zwar hatten sich dort schon viele Menschen versammelt und einer stand auf einer hohen Kiste und schrie irgendetwas“, berichtet Hermann Otte. „Aber, ehrlich gesagt, ich dachte, es wäre ein Marktschreier.“ In



Das Ehepaar Otte hat eine ganz besondere Erinnerung an den 17. Juni 1953. FOTO: HEIDI BORCHERT

kenwagenfahrer, die die junge Familie nach Hause bringen sollten, meinten: 'Hoffentlich geht das gut.'

Aus dem Sani-Wagen sahen Ottes russische Panzer vor Betrieben stehen, Steine flogen durch die Gegend und es fielen Schüsse. „Wir hatten nur Angst um unser Baby, haben uns über es gebeugt“, sagt Margarete Otte. Sie seien dann schließlich unbeschadet in Mahlow angekommen. Beim

Einkaufen sah der junge Vater zwar Leute in Gruppen zusammen stehen, „aber ich kümmerte mich nicht weiter darum. Wir hatten mit uns zu tun“.

Am Abend bekam Margarete Otte hohes Fieber. „Es war ja Ausgangssperre, kein Arzt aufzutreiben“, berichtet Hermann Otte. Erst am Morgen des nächsten Tages kam Hilfe. Ein Militärarzt konnte die Frau noch rechtzeitig versorgen.

Sie hätte den Tag nicht überlebt.

Und erst an jenem Tag hörten sie im Radio vom Putsch der Berliner Bauarbeiter: „Wenn das jetzt mal keinen Bürgerkrieg gibt“, dachte Hermann Otte damals laut. Dazu ist es nicht gekommen, denn der Aufstand wurde blutig niedergeschlagen. „Aber jedes Jahr, wenn der Tag herarrückt, werde ich nervös“, sagt Margarete Otte. *hb*

Verzicht auf Ortsteil-Status

MAHLOW ■ Zu einer außerordentlichen Sondersitzung trifft sich heute die Gemeindevertretung Mahlow um 19 Uhr im Vereinshaus, Heinrich-Heine-Straße 3-5, in Mahlow. Dabei soll ein Beschluss gefasst werden, wonach im Zuge der Gemeindegebietsreform, also beim bevorstehenden Zusammenschluss von Mahlow, Blankenfelde, Dahlewitz und Groß Kienitz zur Gemeinde Blankenfelde-Mahlow darauf verzichtet wird, einen eigenen Ortsteil Mahlow zu bilden. Weiterhin geht es bei der Sitzung um eine Vereinbarung mit den oben genannten Gemeinden im Zuge der Gemeindegebietsreform sowie um die Bestätigung des Einvernehmens zu Maßnahmen mit erheblichen finanziellen Auswirkungen in Blankenfelde, Dahlewitz, Groß Kienitz und des Amtes Blankenfelde-Mahlow.

BLANKENFELDE ■ Ebenfalls außerordentlich tagen die Mitglieder der Gemeindevertretung Blankenfelde am morgigen Mittwoch, 18. Juni, um 19 Uhr im Gemeindesaal, Karl-Marx-Straße 4, in Blankenfelde. Hier geht es ausschließlich um den Verzicht auf die Bildung eines Ortsteils Blankenfelde beim Gemeindegemeinschaftszusammenschluss. Im Anschluss tagt dann wie geplant, also ordentlich, der Hauptausschuss der Gemeindevertretung Blankenfelde. Seine Tagesordnung deckt sich mit der Mahlower. Hier geht es auch um die Bestätigung des Einvernehmens zu Maßnahmen mit erheblichen finanziellen Auswirkungen.



der Charité angekommen sagte seine Frau zu ihm, dass alles so komisch sei. Und die Kran-

Kirchenputz steht an

Öffentliche Bekanntmachungen

Geschäftsempfehlungen

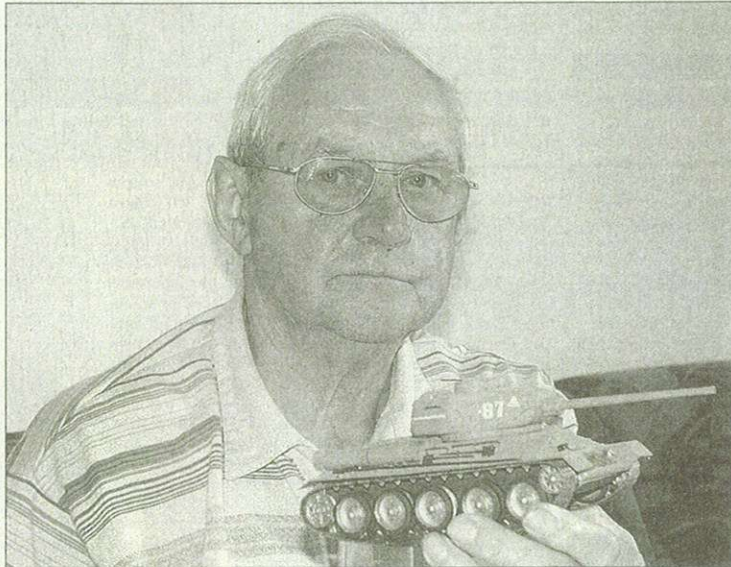
Plötzlich war die Baustelle leer

Der Klausdorfer Günter Marcks erinnert sich an den Juni 1953

ANDREAS STAINDL

KLAUSDORF ■ Den 17. Juni 1953 hat Günter Marcks noch ziemlich genau in Erinnerung. „Solch ein aufregendes Ereignis vergisst man nicht. Das begleitet einen sein ganzes Leben“, gesteht der Klausdorfer und erzählt: „Am Morgen des 17. Juni bin ich ganz normal mit dem Fahrrad zur Arbeit gefahren. Auch wenn ich ein komisches Gefühl hatte und zu meiner Frau sagte: Irgend etwas stimmt nicht. Schon am Vortag gab es über das Radio erste Anzeichen. Doch worum es genau ging? Ich wusste es zu dem Zeitpunkt nicht. Unsere Baustelle lag zwischen Stammlager Zossen und Wünsdorf. Wir errichteten dort eine Freileitung, um die Stromversorgung für die entstehenden Neubauten zu sichern“, so der 75-Jährige. Er arbeitete damals bei einer kleinen Elektrofirma aus Sperenberg. „Sieben Uhr war Arbeitsbeginn, gegen neun Uhr Frühstück. Ich saß mit meinen sechs Kollegen zusammen. Alles war wie immer. Plötzlich Tumult auf der benachbarten Baustelle. Ankommende LKWs mit Kies wurden hastig entladen. Auf die leeren Ladeflächen sprangen Maurer in weißen Arbeitsanzügen. In der Hand hatten sie Wasserwaagen. Die brauchten sie offensichtlich als Waffe, um sich zu wehren“, vermutet Günter Marcks. Kurz habe er noch mitbekommen, dass die Bauarbeiter Richtung Berlin unterwegs waren. Dann war Ruhe auf der Baustelle, erinnert sich der Rentner. Später erfuhr er, dass man die Lkws wahrscheinlich gestoppt hatte und die aufgebrachte Meute von Rangsdorf aus mit der S-Bahn nach Berlin gefahren ist.“

Der Elektriker und seine Kollegen waren jedoch unschlüssig, konnten mit der Situation



Solche Panzer sind am 17. Juni 1953 in Berlin gerollt. Günter Marcks hat einen T-34 nachgebaut. An den historischen Tag hat der Klausdorfer noch genaue Erinnerungen. FOTO: ANDREAS STAINDL

nicht so recht etwas anfangen. „Wir waren ein kleiner 'Krauterbetrieb'. Was sollten wir da streiken? Die Normerhöhung war für uns kein Thema. Und auch die höheren Preise störten uns damals nicht. Wir Männer sind ja schließlich nicht einkaufen gegangen“, begründet der Klausdorfer und ergänzt: „Freie Wahlen spielten für unsere kleine Truppe ebenso keine Rolle. Wir waren doch Otto-Normal-Bürger“, so Günter Marcks. Einige der Kollegen hätten zudem noch selbst geschlachtet. „Wir hatten richtig was auf den Broten drauf und keinen Grund, zu meckern.“

Gearbeitet hat die kleine Elektrofirma am 17. Juni dann doch nicht mehr. „Einfach, weil auch auf dem Bau Ruhe war. Wir haben uns Brause gekauft, über die weiteren Ar-

beitsschritte gesprochen, halt die Frühstückspause ziemlich ausgedehnt“, weiß der Rentner noch genau und betont: „Ein richtiger Streik war das nicht. Wir haben nur etwas länger nachgedacht“, schmunzelt er heute darüber. Nach dem Mittag haben er und seine Kollegen dann vorfristig Feierabend gemacht. Der Chef habe übrigens nie etwas davon

Kollegen wieder normal. „Jedoch waren jetzt sowjetische Soldaten da, bewaffnet mit Maschinenpistolen. Die patrouillierten um das gesamte Objekt und bewachten unsere Arbeit.“

Etwa 14 Tage hätten die Soldaten die Arbeiten auf der Baustelle bewacht. Auch auf der B 96 habe die Polizei streng kontrolliert. Die Arbeiter seien erst in der Folgewoche auf den Bau zurückgekehrt. „Die waren in West-Berlin und wurden dort richtig schick eingekleidet“, hat Marcks später erfahren. In der HO-Verkaufsstelle in Nähe der Baustelle habe es jetzt kiloweise Obst und Fleisch gegeben. „Damit sollten die Leute besänftigt werden“, vermutet der Klausdorfer. Die Normerhöhung für die Maurer sei übrigens zurückgenommen worden.



erfahren. Von den Ereignissen in Berlin habe Günter Marcks erst am Abend des 17. Juni aus dem Radio gehört. Am nächsten Tag arbeiteten er und seine

Motive, Momente und mot. Schützen

Zwei Ludwigsfelder erinnern sich an die Ereignisse des 17. Juni vor 50 Jahren

JUTTA ABROMEIT

LUDWIGSFELDE ■ Er war der einzige, gegen den ein Sowjetsoldat im Juni 1953 in Ludwigsfelde das Maschinengewehr durchgeladen hat. Dabei wollte Dietrich Carow zwi-schendurch nur schnell nach Haus, um seiner Mutter zu sagen, wo er steckt. ... Spektakuläres habe er damals nicht erlebt, sagt der Motorenschlosser und heutige Rentner. Seine Meinung zu dem, was er wahrgenommen hat, würde ohnehin nicht mehr ins heutige offizielle Bild passen, findet der 66 Jahre alte Carow.

1953 im Frühjahr hatte er vorzeitig ausgelernt. Gleich anschließend war er zu einem Lehrgang im altmärkischen Arendsee, um selbst Ausbilder zu werden. Von dort kam er am 12. Juni zurück. In Ludwigsfelde gab es das Flugmotorenwerk nicht mehr, die Produktionsanlagen waren - wie im Potsdamer Abkommen gefordert - nach dem Krieg zerstört worden. Es gab zwar den Beschluss, auf demselben Gelände ein Industrierwerk aufzubauen, aber das hatte erst einige Dutzend Beschäftigte. Auf dem heutigen Rathausplatz stand noch die Gemeindebaracke aus Holz, dahinter bis zur Eisenbahn wuchs Haus um Haus das Dichterviertel. Rund 3000 Bauarbeiter waren in der kleinen Gemeinde zugange.

„Für mich ging es nach der Kriegszerstörung langsam vorwärts“, erzählt Carow, „im April war die Rationierung für Schuhe und Textilien aufgehoben, ich war in der FDJ, die GST wurde gegründet. Die hat mich interessiert, weil es da Motorsport gab. Persönlich habe ich meine Interessen erfüllt gesehen, die große Politik hat mich nicht so sehr bewegt.“ Carow gesteht, in Berlin-Lichterfelde keinen Pfennig eins zu drei in Westgeld getauscht zu haben; „aber nicht, weil mir jemand verboten hat, sondern weil mir das Geld einfach zu schade war“.

Die Lehrlinge wollen nicht mitstreiken

Mitte Juni also bildete Carow Motorenschlosserlehrlinge aus. Und Carow war Kandidat der SED. „Aber auch nicht, weil mir das jemand vorgeschrieben hat. Mein Großonkel hatte mir erzählt, wie er durch drei KZs geschleppt wurde. Und ich habe als Kind in Ludwigsfelde die Marschkolonnen Zwangsarbeiter und KZ-Frauen gesehen, die ins Daimler-Werk zur Arbeit geführt wurden. Wenn jemand

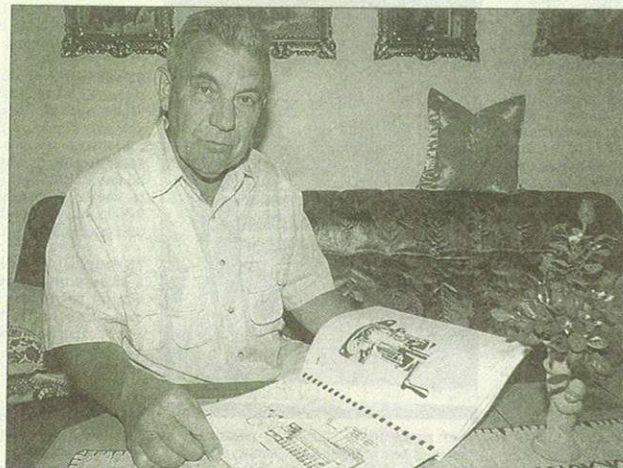
umfiel, durften ihn nur die Letzten aufheben und mit-schleppen; alle anderen mussten drüber laufen. Das war so erschütternd - sowas wollte ich nicht noch mal erleben. Ich dachte damals wirklich, mit der Partei den richtigen Weg zu gehen, um nach der ganzen Zerstörung was für uns aufzubauen.“ Mit aufbauen wollte er die Berufsausbildung im Industrierwerk. Dort plante man, den Hochleistungsdieselmotor 20 KVD 25 für die Volkspolizei zur See zu entwickeln.

Am 17. Juni ging Dietrich Carow morgens los, ohne Radio gehört zu haben. In der Berufsschule erfuhr er, dass die Bauarbeiter in Ludwigsfelde streiken und zum Werk wollen. „Wir Ausbilder sollten mit den Lehrlingen sprechen, die sich in der Facharbeiterprüfung befinden, und hören, was sie wollen. Aber die entschieden sich alle, in Ruhe ihre Prüfungen und normal Unterricht zu machen.“ Zwischen 9 und 10 Uhr kamen sie dann auch an der Berufsschule vorbei - ein paar Hundert Bauarbeiter, die mit Normen, Löhnen und politischer Bevormundung nicht



einverstanden waren. „Die wollten, dass sich die Lehrlinge an Streik beteiligten. Doch die erklärten, dass sie in der Aktion keinen Sinn sehen. Damit gaben sich die Bauarbeiter zufrieden und sind weiter gegangen zum Verwaltungsgebäude der Aufbauleitung an der Wache Nord“, erzählt Carow. Mitgenommen hatten sie Herbert Dallichow, den Ausbildungsleiter. Der sollte rechtfertigen, warum die Lehrlinge nicht mitstreikten. Vom Erzählen anderer erfährt Dietrich Carow später: „An der Wache Nord redeten über Lautsprecher der Werkdirektor, der Parteisekretär und Bauarbeiter, es ging immer hin und her. Der Werkleiter wurde geohrfeigt, Dallichow im Keller des Verwaltungsgebäudes eingesperrt. Der Betriebsschutzleiter setzte die Streikleiter fest und hat den Dallichow aus dem Keller geholt. Danach wollten die Bauarbeiter durch die Stadt zur Säulenschule in der Thälmannstraße demonstrieren.“

Inzwischen war vom Volkspolizeikreisamt Zossen der Ausnahmezustand verhängt



Dietrich Carow: Im Juni 1953 war er gerade Lehrausbilder geworden.

FOTO: KLAUS SCHLAGE

worden - mehr als drei Leute durften nicht zusammen stehen, ab 21 Uhr waren Gaststätten geschlossen, von 22 bis 5 Uhr Ausgangssperre. Carow erinnert sich: „Es war ruhig in Ludwigsfelde. Bei der Überwachung des Ausnahmezustands wurden die Russen von KVP (Kasernierter Volkspolizei, d. Red.) abgelöst. In der Berufsschule, in Halle elf und einigen fast fertigen Objekten waren Lehrlinge, Arbeiter und Ausbilder bereit, nachts Patrouille zu laufen und zu bewachen, was gerade aufgebaut war.“ Carow sieht sein Empfinden von damals heute noch genau so: „Es sollte nicht schon wieder was sinnlos zerstört werden. Man muss sich vorstellen: Die Lehrlinge fertigen Werkzeug, mit dem sie arbeiten; vorher selbst an. Alles war teuer erarbeitet, das wollten wir behalten.“

„Telefone haben wir möglichst nicht benutzt“

Am 18. Juni hat eine Hundertschaft der Sowjetarmee eine Schützenkette durch Ludwigsfelde gebildet. „Das waren bewaffnete mot. Schützen ohne Technik. Die bewachten die Zugänge zur Autobahn und zur Thälmannstraße“, erzählt Carow. Er und ein Ausbilder-Kollege waren inzwischen Kurier mit Motorrad und Passierschein, pendelten zwischen Kreis und Gemeinde. „Telefone haben wir in den Tagen möglichst nicht benutzt“, erinnert sich Carow. Gegen Mittag wollte er seiner Mutter sagen, wo er eingesetzt ist, und fuhr, ohne seine Absicht zu melden,

in die Theaterstraße. Dort hielt ihn Höhe Tulpenstraße ein Soldat an. „Der hat entnervt durchgeladen und mir das Motorrad weggenommen. In der Gemeindebaracke hat man hinterher mit mir geschimpft wegen der Eigenmächtigkeit“, sagt er. Aber das Motorrad habe er dank der Russischkenntnisse eines Kollegen wieder bekommen.

Nach dem 17. Juni 1953 war er erschüttert und wütend, als er vom Sturm auf das Kaufhaus am Potsdamer Platz und den Plünderungen hörte; „so sind keine Probleme zu lösen, denn was hatte das mit Nor-

men und Löhnen hier zu tun?“ Erschüttert und wütend war er auch darüber, dass ein Kumpel in Halle, „der im Gefängnis Kriegsverbrecher bewachte, fast erschlagen worden wäre“. Dietrich Carow will nicht falsch verstanden werden: „Ich stehe zu meiner Vergangenheit. Und dazu gehört meine Mitgliedschaft in der SED. Trotzdem habe ich Entscheidungen, die jemand für sich getroffen hat wie die Flucht aus der DDR immer akzeptiert - wenn dadurch niemand anders gedemütigt wurde. Leider hat sich vieles von dem, was anfangs in der Verfassung der

„Alarmstufe Hornisse“

Im Metropol-Verlag ist soeben das Buch „Alarmstufe Hornisse - die geheimen Chef-Berichte der Volkspolizei über den 17. Juni 1953“ erschienen. Im Klappentext steht: „Ost-Berlin. 21. Juni 1953: Noch ist der Widerstand nicht vollständig gebrochen, noch gilt der Ausnahmezustand fast überall, noch immer ist die Volkspolizei in erhöhter Einsatzbereitschaft, da verlangt ihre Führung aus allen Bezirken einen ausführlichen Rapport. Noch unter dem unmittelbaren Eindruck der gewaltigen Volksproteste gegen die SED-Herrschaft geschrieben, entsteht eine einmalige Sammlung streng geheimer Berichte über die Schwerpunkte der Juni-Ereignisse aus volkspolizeilicher Sicht ... Ganz offensichtlich geht aus ihnen hervor, dass es sich nicht um einen von 'außen gesteuerten Putschversuch' gehandelt hat, sondern interne Ursachen den Aufstand entfiesselten.“

Über Ludwigsfelde findet sich in dem Buch folgender Absatz: „In Ludwigsfelde kam es zu größeren Zusammenrottungen und Provokationen, an denen sich etwa 1200 Bauarbeiter beteiligten. Die Bauarbeiter wählten sich eine Streikleitung, die sofort mit ihrer Tätigkeit begann und bestimmte, dass im ganzen Werk Rias übertragen wird. Ein Teil der Bauarbeiter versuchte, sich in den Besitz der Telefonzentrale zu setzen. Durch das entschlossene Eingreifen der VP-Angehörigen unter Leitung des Instruktors der BDVP, VP-Rat M. von der Abteilung P., wurde die gesamte Streikleitung von 27 Provokateuren festgesetzt. In der Folge des Tages und am nächsten Tag kam es zu weiteren Zusammenrottungen, die durch das entschlossene Eingreifen der Volkspolizei und durch Angehörige der sowjetischen Armee zerschlagen wurden.“

MAZ

DDR stand, anders entwickelt als es beabsichtigt war. Ich will nur sagen: Es gibt auf die Dinge von damals auch eine andere Sicht als die, die heute ziemlich einseitig in den Medien vermittelt wird.“

Zu dem, was Dietrich Carow nach den historischen Ereignissen von damals noch immer nicht versteht, gehören für ihn auch die Fragen: „Warum nennt man in Westberlin, das mit der Anlegenheit im Osten nichts zu tun hatte, eine Straße - und keine kleine - nach diesem Datum? Warum war das für Westdeutsche ein Feiertag?“

LUDWIGSFELDE ■ Der heute 79-jährige Ludwigsfelder Heinz Neumann lernte im Daimler-Benz-Flugmotorenwerk. 1950 kam der Flugzeugmotorenschlosser aus sowjetischer Kriegsgefangenschaft, wurde Maschinenbau-Meister und studierte Technologie Maschinenbau. Derzeit schreibt er an Memoren. Darin heißt es zum 17. Juni 1953: „Die Ereignisse, die Schreckensgedanken an den gerade vergangenen Krieg herauf beschworen, waren die Tage um den 17. Juni 1953, als lange Panzerkolonnen der in Jüterbog stationierten sowjetischen Truppen Kerzendorf in Richtung Berlin durchführten. Die Bevölkerung stand trotz des verhänglichen Ausnahmezustandes in kleinen Gruppen und reagierte mit Unverständnis und großer Angst an der Straße. Sie brachten ihren Unmut mit Gebärden und Aussprüchen wie 'Auch wir wählen uns eine neue Dorfregierung' zum Ausdruck.“

1953 hatte die Familie in Kerzendorf einen Fahrzeugreparaturbetrieb. „Ein Teil der Aufträge kam von den Russen in Jüterbog“, erinnert sich Neumann. „Am 17. Juni war noch einiges offen, aber der Kontakt zu Deutschen war für einige Tage unterbrochen, weil Panzer überall hin fuhren.“ Als Panzer von Thyrow auf der 101 entlang kamen, standen die Kerzendorfer am Straßenrand. Neumann weiß noch, dass der Bürgermeister aus seinem Haus an der Kreuzung rief, es ist Ausnahmezustand. „Wir sollten also nicht in Gruppen rumstehen. Aber die Leute riefen ihm entgegen: 'Auch wir wählen uns eine neue Dorfregierung.'“ Und Neumann erinnert sich, dass man sowohl den Soldaten auf den Panzern als auch den Leuten an der Straße ansah, dass sie sich nicht wohl fühlten mit der Situation. „Ich erinnere mich aber nicht, dass irgendjemand was geworfen hat“, sagt er.

„Wir waren schon erschrocken“

Erinnerungen von Erika Laskowsky aus Wünsdorf an den Aufstand

HEIDI BORCHERT

WÜNSDORF ■ Erika Laskowsky aus Wünsdorf hat den 17. Juni vor 50 Jahren noch im Gedächtnis „als wäre es gestern gewesen“.

Die damals 25-Jährige wohnte in Zossen und war als Buchhalterin beim Finanzamt Teltow mit Sitz in der Mahlower Maxim-Gorki-Straße beschäftigt. „An diesem Tag musste ich von der Deutschen Notenbank in Zossen wieder die Bankeingangsbelege abholen und fuhr erst so gegen 8.30 Uhr mit dem Vorortzug Richtung Mahlow“, erinnert sie sich. Als Erika Laskowsky in Zossen einstieg, wunderte sie sich schon, weil so viele Maurer in ihrer weißen Kluff drin saßen. „Sie hielten ihre Mauerkellen hoch und forderten mich auf: ‚Kleene, komm mit nach Berlin, wir streiken.‘“

Vier der Forderungen haben sich im Kopf der Wünsdorferin bis heute fest eingepägt: Die Arbeiter wollten freie Wahlen, eine neue Regierung, sie waren gegen die hohen Normen und die gegen die hohen HO-Preise.

Erika Laskowsky antwortete den Maurern nur, dass sie zur Arbeit müsse. „Beim Umsteigen in die S-Bahn in Rangsdorf waren dann noch mehr Menschen unterwegs, die Richtung Berlin zum Streik fuhren. Ich war froh, dass ich in Mahlow aussteigen konnte“, erzählt sie. Auf der Arbeitsstelle angekommen, musste Erika Laskowsky erstaunt feststellen, dass dort keiner arbeitete. „Unsere Geschäftsleitung saß am Radio, um sich zu informieren. Wir warteten ab. Gegen Mittag hieß es dann, dass keine S-Bahn mehr fährt. Dann sagte man uns, dass wir zusehen sollten, irgendwie nach Hause zu kommen.“ Erika Laskowsky hatte Glück, ein Kollege nahm sie auf dem Motorrad mit nach Hause. „Einer anderen Mitarbeiterin, die in Klausdorf wohnte, hatte ich den



Erika Laskowsky in den 50er Jahren. Damals arbeitete die ehemalige Zossenerin beim Finanzamt des Kreises Teltow mit Sitz in der Mahlower Maxim-Gorki-Straße. FOTOS: PRIVAT

Schlüssel für mein Fahrrad, das in Zossen am Bahnhof stand, gegeben, damit sie von



Erika Laskowsky heute.

Zossen aus heim kam“, erinnert sie sich. Abends sei dann der Ausnahmezustand ausge-

rufen worden, ab 22 Uhr durfte keiner mehr auf die Straße. „Die Kasernierte Volkspolizei (KVP) ist auch in Zossen verstärkt Streife gelaufen. Natürlich haben wir zu Hause Radio gehört. Wir waren über die Ereignisse schon erschrocken und haben uns Gedanken gemacht. Wir wussten ja, dass die russischen Panzer am Potsdamer Platz stehen. Und wir haben uns gefragt, ob jetzt wieder Bomben fallen – wir hatten ja alle den Krieg mitgemacht.“

Auch am nächsten Morgen fuhr der Vorortzug. Aber in Rangsdorf saßen dann die Menschen fest. „Wir waren mehrere Kollegen und haben von der Telefonzelle aus im Amt angerufen und gefragt, was wir machen sollen“, er-

zählt Erika Laskowsky weiter. „Man sagte uns, dass wir uns am Mittag noch mal melden sollen. Wir sind dann die Seebadallee rauf und runter gelaufen und haben dann im ‚Rangsdorfer Hof‘ noch eine



Brause getrunken“, das weiß sie noch genau. Mittags haben sie dann die Information erhalten, doch wieder heim zu fahren. „In den nächsten Tagen hätte sich die Situation dann aber wieder schnell normalisiert“, weiß sie noch.